Kapitel 15

SUHR

Am achtzehnten Tag nach dem Blackout standen die Menschen wieder Schlange – diesmal nicht mehr vor leeren Supermärkten, sondern vor den neuen Wasserstationen, die über Nacht überall aufgebaut worden waren. Weiße Container, bewacht von Sicherheitskräften, mit großen Schildern:

„Sicheres Trinkwasser – staatlich gereinigt und kontrolliert."

Niemand sprach den wahren Grund aus.

Niemand erwähnte die Meldung, die kurz zuvor in allen ID-Apps aufleuchtete:

„Aufgrund der langen Stromausfälle besteht erhöhte Gefahr bakterieller Verunreinigung.

Das Wasser wurde mit dem Schutzstoff SUHR behandelt, um die Bevölkerung zu schützen."

Schutzstoff.

Ein schönes Wort.

Harmlos.

Beruhigend.

Über der Ausgabe hing ein neues Schild:

„Jede registrierte Person erhält täglich eine rationierte Menge gereinigten Wassers. Bitte tragen Sie den Kanister sichtbar nach Hause. So kann die Versorgung nachverfolgt und gesichert werden."

Ein Uniformierter hob einen rosa Kanister hoch wie ein Produkt in der Werbung.

Ich stellte mich an wie alle anderen. Nicht weil ich musste – sondern weil meine Frau mich ansah mit dem Blick einer Mutter, die weiß, dass ihre Kinder etwas trinken müssen.

Wer an der Reihe war, wurde gescannt – und bekam eines der neuen Armbänder. Grünes Band, eine kleine Plakette mit Chip. Damit gehe alles schneller, hieß es: die Ausgabe, die Schranken zur S-Bahn, der Einkauf.

Ich sah mich um. Fast jeder in der Schlange trug schon eins. Die wenigen ohne standen etwas abseits, als hätten sie etwas zu verbergen.

Ich legte es an wie alle anderen.

Vor mir in der Schlange stand Frau Lehmann. Die Augen rot, die Hände unruhig. Doch als sie zum ersten Mal das neue Wasser kostete, entspannte sich ihr Gesicht. „Endlich schmeckt es wieder richtig", murmelte sie. „Ich weiß gar nicht warum, aber… es tut gut."

Sie trank gierig. Zwei Becher. Dann noch einen.

Auch hinter mir wurde es leiser. Streit, Drängen, Fluchen – all das wich einer merkwürdigen Sanftheit, die wie ein feiner Nebel über der Menge lag. Menschen lächelten plötzlich. Einer legte dem anderen kurz die Hand auf die Schulter.

Ich wusste sofort: Das war nicht normal.

Als ich an der Reihe war, nahm ich meinen Becher. Das Wasser war rosa. Ein zartes Rosa, fast lächerlich freundlich. Wie Farbe für ein Kinderzimmer. Wie etwas, dem man ohne Nachdenken vertraut. Kühl und weich im Geschmack – seltsam weich. Ich roch daran. Nichts. Absolut nichts. Und doch… war da etwas. Eine Wärme, die sich unauffällig, aber bestimmt durch die Brust zog.

Ich trank nicht.

Ich konnte nicht.

Ich kippte den Becher im Gras aus und füllte meine eigene Flasche heimlich mit dem Wasser meiner Vorräte. Niemand bemerkte es. Alle hatten ihre Augen auf den nächsten Schluck gerichtet.

Wenige Minuten später sah ich die Veränderungen.

Uwe war schon immer ein ruhiger Mann gewesen, aber jetzt wirkte er… gefügig.

Weicher.

Fast ergeben.

„Hast du's probiert?", fragte er mich mit einem unnatürlich breiten Lächeln.

„Das Wasser schmeckt endlich wieder gut. Ich könnte den ganzen Tag davon trinken."

Sein Blick war glasig.

Und dann geschah das Unheimliche:

Ein Mann aus der Nachbarschaft wollte sich an der Schlange vordrängeln. Früher hätte das Tumult ausgelöst. Heute trat ein Wächter vor, legte ihm die Hand auf die Schulter – und der Mann senkte sofort den Kopf, entschuldigte sich, stellte sich hinten an. Ohne Widerworte.

Die Menge nickte zustimmend.

Ich spürte, wie mein Nacken prickelte.

Das war nicht Schutz.

Das war Kontrolle.

Den rosa Kanister mit unserer Ration trug ich trotzdem nach Hause. Sichtbar, wie es auf dem Schild stand. Dann stellte ich ihn in die Abstellkammer.

Zuhause erzählte ich meiner Frau, was ich gesehen hatte. Sie beäugte die Flasche, die ich ihr gab. „Warum hast du nicht das staatliche Wasser genommen?“ fragte sie.

„Weil ich nicht weiß, was drin ist.“

Sie schluckte.

„Aber die anderen scheinen…“

„Genau das meine ich.“

Rudi betrachtete den Kanister, den ich hinter der Tür hatte stehen lassen.

„Rosa Kanister“, murmelte er. „Wie hübsch. Damit es leichter runtergeht.“

In der Nacht hörte ich Schritte. Raschelnde Plastiktüten.

Ich sah aus dem Fenster.

Menschen gingen zur Wasserstation – um zwei Uhr morgens, mit leeren Kanistern.

Als hätten sie plötzlich Durst.

Unstillbaren Durst.

Ich sah ihnen zu, wie sie tranken.

Wie ihre Schultern entspannter wurden.

Wie ihre Stimmen leiser wurden.

Wie ihre Augen… sanfter wurden.

Am hellen Morgen war die ganze Straße stiller als je zuvor.

Zu still.

Und ein Gedanke fraß sich in mein Bewusstsein:

Sie haben nicht das Wasser verändert.

Sie verändern die Menschen.